

Gedanken im November: 7. November 2021 (Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres): „Auf dem Gottesacker“

Friedhöfe gehören zu den Orten, die ich gern besuche. Nicht unbedingt im November, wenn es trüb und kalt ist und die Blätter von den Bäumen fallen. Aber auch dann ist es eindrücklich, die vielen Lichter zu sehen, die an Allerheiligen oder Allerseelen von Angehörigen auf die Gräber ihrer Verstorbenen gestellt wurden. Und es ist auch nicht mein früherer Beruf als Pfarrer, der mich zu vielen, vielen Gräbern führte und der da gewissermaßen nachwirkt.

Nein, für mich sind Friedhöfe zunächst einmal interessant als Ausdruck einer kulturellen und religiös sehr unterschiedlichen Gedächtniskultur bei uns und in der Welt. Ich könnte stundenlang davon erzählen, wo ich im Lauf meines Lebens Friedhöfe aufgesucht habe: sei es das Urnenfach von Marilyn Monroe auf dem recht versteckt gelegenen „Westwood Village Memorial Park Cemetery“ in Los Angeles oder der Nowodewitschi-Friedhof in Moskau, wo alle beerdigt liegen, die in der russischen oder sowjetischen Geschichte Rang und Namen hatten, oder der Wiener Zentralfriedhof mit den skurrilsten Grabstätten, die man sich vorstellen kann, aber zugleich ein Panoptikum der österreichischen Kulturgeschichte. In diesem Jahr war ich zum ersten Mal auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee und dann im Spätsommer auf dem Friedhof in Kilchberg oberhalb des Zürichsees, um mir die Gräber von Thomas Mann und seiner Familie, aber auch das Grab von Conrad Ferdinand Meyer anzuschauen. Ich breche ab. In Kassel gibt es sogar ein „Museum für Sepulkalkultur“, das sich eindrucksvoll mit den Bestattungsbräuchen vieler Jahrhunderte und unterschiedlicher Religionen befasst.

Ab und zu frage ich mich, warum es mich so oft auf Friedhöfe zieht – selbst dann, wenn dort keine berühmten Persönlichkeiten begraben sind. Es ist wohl mein Interesse an Geschichte und unterschiedlichen Lebensweisen. Ein Friedhof in Italien sieht eben anders aus als in Norddeutschland. Man erfährt viel über ein Land, wenn man schaut, wie es mit seinen Toten umgeht. Insofern finde ich es ziemlich bedauerlich, wie rasant sich bei uns die Bestattungskultur verändert: immer mehr Urnengräber – inzwischen oft kaum mehr zugänglich in

so genannten „Friedwäldern“, wo allenfalls eine Plakette am Baum an die Menschen erinnert, der dort beigesetzt wurden. Und es stimmt ja: Familien leben nicht mehr alle am selben Ort, sondern sind weit verstreut. Wer soll sich um ein Grab und seine Pflege kümmern? Noch existiert das Grab meiner Mutter in Hanau. Aber mehr als ein- oder zweimal im Jahr komme ich nicht mehr dorthin. Ob ich das Nutzungsrecht nochmals 2028, fünfundvierzig Jahre nach ihrem Tod, verlängern lasse – ich glaube nicht. Aber ich weiß, dass mir dann ein Ort in der Geschichte meines eigenen Lebens fehlen wird.

Friedhöfe sind Orte des Gedächtnisses. Sie erinnern an die großen und kleinen Lebensgeschichten: von früh verstorbenen Kindern bis zu hochbetagt Gestorbenen. Es stimmt, was Heinrich Heine 1830 in den „Reisebildern“ schrieb: „Jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte.“ Oft möchte ich davon mehr erfahren, wenn ich die Jahreszahlen auf den Grabsteinen lese und mir vorstelle, wie es wohl gewesen sein mag: in den Geburtsjahren, im Todesjahr – und was sich alles dazwischen ereignet hat. Ich lese den Namen eines mir unbekanntem Menschen, geboren zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts im Baltikum, gestorben vor wenigen Jahrzehnten in Kassel. Und dann wieder einen anderen Namen. Da liegen sie alle nebeneinander: die Weltgeschichten.

Manchen Gräbern sehe ich an, wie sehr die Angehörigen trauern. Sie sind über Jahre hin so gepflegt, als wäre der Tod erst vor kurzem eingetreten. Der Gang zum Friedhof wird für Hinterbliebene zu etwas, das ganz selbstverständlich zum eigenen Leben hinzugehört. Es entspinnt sich am Grab eine stille Zwiesprache oder es lebt schmerzhaft die Erinnerung an vergangene gemeinsame Zeit auf. Allzu hart durchschneidet der Tod die lebendigen Beziehungen von Glück und Erfüllung. Abschiednehmen ist schwer! Der Friedhof zeigt, dass es in dieser Welt ein endgültiger Abschied ist.

Jesus war gegenüber der Beerdigungskultur seiner Zeit ziemlich radikal eingestellt: Als er jemanden einlud, ihm nachzufolgen und der Angeredete darum bat, doch erst noch seinen Vater begraben zu dürfen, was damals eine absolute Sohnespflicht und Ausdruck selbstverständlicher Pietät war, da

entgegnete ihm Jesus ziemlich harsch: „Lass die Toten ihre Toten begraben.“ (Lukas 9,59-60). Es gebe Wichtigeres im Leben: nämlich das Reich Gottes zu verkünden. Trotz dieser Haltung wurde Jesu Leichnam nach seiner Kreuzigung nicht einfach verscharrt, sondern von seinen Anhängerinnen und Anhängern in ein ziemlich nobles Felsengrab gelegt und sollte am dritten Tag noch einbalsamiert werden. Pietät muss sein! Und sie hat sich im Christentum wie schon im Judentum über Jahrhunderte erhalten. Dahinter steht wohl auch der Gedanke: Wer ein Grab hat, ist nicht vergessen.

Ort des Gedächtnisses und der Trauer, des Memento mori: Das werden viele nachempfinden können. Aber für mich ist der Friedhof zugleich auch ein Ort der Hoffnung. Das mag jetzt eher überraschen. Eigentlich strahlen Friedhöfe das Gegenteil aus: Vorbei ist vorbei! Menschliches Leben ist wie alles Leben vergänglich. Es hat Anfang und Ende. Und der Friedhof ist der Ort des Endes. Wie kann man da an Hoffnung denken?

Ich habe in meinem beruflichen Leben oft genug an offenen Gräbern gestanden, manchmal auch stehen müssen, wo ich doch viel lieber noch Jahre mit der oder dem Verstorbenen verbracht hätte. Und ich weiß, wie schwer für alle Angehörigen der Augenblick war, wenn der Sarg ins Grab gesenkt wurde. Dann wurde es sichtbar: Wer gestorben ist, gehört nicht mehr zur Welt der Lebenden. Wir erinnern uns an sie – gern oder weniger gern. Und sie haben mit dem Grab und dem Grabstein einen sichtbaren Ort der Erinnerung. Aber der lebendige, leibhaftige Umgang ist nicht mehr möglich. War es das? Aus und vorbei?, fragen wir uns.

So zu denken ist ausgesprochen menschlich. Zu allen Zeiten, schon in der griechischen Antike oder im Judentum, gab es die sehr realistische Auffassung, dass der Tod das radikale Ende des Lebens sei – und dass danach nichts mehr komme oder man darüber zumindest nichts sagen könne. Und selbst in den frühen christlichen Gemeinden herrschte ganz offensichtlich bei einigen die Meinung, ein Leben in einer jenseitigen Welt sei ausgeschlossen. Wohlgedenkt: in christlichen Gemeinden! So fern von verbreiteten heutigen Vorstellungen war man damals keineswegs.

Genau damit musste sich der Apostel Paulus intensiv auseinandersetzen. Im Ersten Brief an die Gemeinde in Korinth braucht er ein ziemlich langes Kapitel (Kap. 15) mit immerhin 58 Versen – das längste Kapitel in allen seinen Briefen überhaupt! -, um den Gemeindegliedern dort in Korinth den Glauben an eine Auferweckung der Toten zu begründen und zu entfalten. Er wusste, dass inzwischen Frauen und Männer, die zur Gemeinde gehörten, gestorben waren und bestattet wurden. Was ist mit ihnen, lautete die unausgesprochene Frage an Paulus, sofern man sich nicht einfach mit der Auskunft zufrieden geben wollte: Sie seien gestorben – und damit wäre alles beendet?

Für Paulus hängt alles daran, dass Jesus Christus wirklich von Gott auferweckt wurde. Sollte das nicht stimmen, dann allerdings ist der Glaube an ein neues Leben im Jenseits reine Fantasie. Und so wird Paulus nicht müde, in seiner Argumentation immer wieder auf Ostern als entscheidendes Ereignis zurückzukommen: „Christus wurde vom Tod auferweckt!“ (I Korinther 15,12).

Und nur weil er und viele andere davon felsenfest überzeugt waren, konnte er davon sprechen, dass der Tod nicht das endgültige Ende ist, sondern dass es auch für uns ein neues, ewiges Leben in Gottes Gegenwart geben wird.

Und wie soll das aussehen, muss man wohl schon damals dem Paulus entgegnet haben? Stehen dann etwa die Skelette aus den Gräbern auf? Eine recht gruselige Vorstellung! Und was ist mit denen, deren Leichnam verbrannt wurde?

Paulus versucht, das mit einem Bild aus der Pflanzenwelt deutlich zu machen: „Was du säst“, sagt er, „ist ja nicht die ausgewachsene Pflanze. Du säst nur ein nacktes Samenkorn, zum Beispiel vom Weizen oder von irgendeiner anderen Pflanze. Aber Gott gibt ihm die Gestalt, die er vorgesehen hat.“ In der Tat: Am Saatgut erkennen wir nicht, was für eine schöne und große Pflanze daraus einmal entstehen wird. Und dieses Bild überträgt Paulus jetzt auf uns Menschen und sagt (Ich zitiere die Übersetzung der BasisBibel):

„So ist es auch mit der Auferstehung der Toten: Was hier auf der Erde gesät wird, ist vergänglich. Aber was auferweckt wird, ist unvergänglich! Was hier

gesät wird, ist unansehnlich. Aber was auferweckt wird, lässt Gottes Herrlichkeit sichtbar werden. Was hier gesät wird, ist schwach. Aber was auferweckt wird, ist voller Kraft. Gesät wird ein natürlicher Leib. Auferweckt wird aber ein Leib, der vom Geist Gottes geschaffen ist.“ (I Korinther 15,42-44)

Wie oft habe ich diese Worte – noch in der vertrauten Übersetzung Martin Luthers – am Grab gesprochen: gegen allen offenkundigen Augenschein! Allein auf Hoffnung hin! Nicht das Leben ist stärker als der Tod. Nein, das Leben musste enden. Aber Gott ist stärker und wird uns in der Auferstehung verwandeln. Der Leib, der uns dann umkleidet, ist ein anderer, ein „geistlicher“. Und doch werden wir als wir selbst erkennbar bleiben, wie ja auch Jesus nach seiner Auferstehung als der Irdische erkennbar blieb.

Aber zugestanden: Das alles nur auf den Glauben hin, dass Jesus von den Toten auferweckt wurde, und in der Hoffnung, dass auch wir in seiner Kraft auferstehen. An meiner ersten Pfarrstelle erwartete die Trauergemeinde, dass ich bei der Beisetzung am Grab die Worte sprach: „Nachdem der allmächtige Gott unsere Schwester aus diesem Leben abberufen hat, legen wir ihren Leib in Gottes Acker.“ In Gottes Acker! Die altertümelnden Worte nahmen die Bildsprache auf, die Paulus verwendet hatte: vom Säen des Vergänglichen, Verweslichen, und vom Ernten des Unvergänglichen, Unverweslichen.

Der Gottesacker: Das ist der tiefste Grund, warum ich gern auf Friedhöfe gehe. Das Saat- und Erntefeld Gottes! Auch ich werde einmal dort liegen. Aber genau da wird sich etwas Unglaubliches tun. Ich werde, wie zerfallen auch meine Gebeine sein mögen, nicht in der Erde liegenbleiben. Mir wie allen, die daran glauben, gilt die Zusage: „Wir werden alle verwandelt werden“ – umkleidet mit Unsterblichkeit – und für immer bei Gott sein.

Sich darauf schon jetzt einzustellen, lohnt allemal einen Gang über den Friedhof, den Gottesacker – auch im November. Amen.

GEBET

Vater im Himmel,
wir sind zu deinem Ebenbild geschaffen und doch oft weit davon entfernt, dich
durch unsere Worte und unser Tun gegenüber unseren Mitmenschen zu
vergegenwärtigen.
Wir sind deine Kinder und doch vergessen wir, was deine Liebe für uns im
Alltag bedeutet.
Wir glauben an das Leben nach dem Tod und leben doch oft so, als gäbe es
nur das Hier und Jetzt.
Wir bitten Dich, vergib uns unsere Gottvergessenheit und hilf uns durch deinen
Heiligen Geist, dass wir uns neu auf deine Liebe besinnen.
Der Tod ist das Ende auf dieser Welt, aber ein Neubeginn in dir.
Wir danken dir dafür, dass du ein lebendiger Gott bist und uns Jesus Christus,
deinen Sohn, geschenkt hast, damit der Tod überwunden wird und Trennung
von dir aufgehoben ist.
Wie du ihn von den Toten auferweckt hast, werden auch wir einst verwandelt
werden und dich in deiner Herrlichkeit sehen.
In Ewigkeit.

STILLES GEBET

VATERUNSER

Endlich können wieder Chorwerke in Kirchen oder Konzertsälen aufgeführt
werden. In den letzten Wochen des Kirchenjahres kommt sehr oft das
„Deutsche Requiem“ von Johannes Brahms zu Gehör, dessen erste drei Sätze
1867 uraufgeführt wurden.

Ich empfehle Ihnen daraus den 3. Satz. Er beginnt mit: „Herr, lehre doch mich,
dass ein Ende mit mir haben muss“, und endet mit den Worten aus dem Buch
der Weisheit: „Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret
sie an.“

Hören Sie die Aufnahme aus dem „Irvine Barclay Theatre“ der University of
California in Irvine vom 9. März 2018. Es dirigiert Stephen Tucker.

<https://www.youtube.com/watch?v=4U0v61686bk>